Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

mit der unterm Durchschnitt (Winckelmann in der Kunstgeschichte 1 : 4), andre gehn drüber hinaus (Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren 7 : 1). Der, der ist im allgemeinen nicht beliebt, die, die noch weniger, ganz vereinzelt die die und die diesen. Dagegen sagt sogar Lessing derjenige, welcher!

Studenten pflegen mit beiden Händen zuzugreifen, wenn sie der Lehrer an seiner Arbeit teilnehmen läßt. Sie fühlen sich dadurch gehoben und gefördert. Und sie können wohl auch bei rein statistischen Arbeiten etwas lernen, erstens: daß es ohne mühsame Vorarbeiten nirgends geht, und zweitens: daß es mit dem bloßen Sitzefleisch nicht gethan ist. Herrn Minors Studenten waren in beiden Beziehungen übel genug beraten. Das stolze Material, „vollständiger, als was je einem andern zu Gebote stand," ist von einer kläglichen Dürftigkeit. Was sind zweitausend Relativsätze in der gesamten deutschen Prosa von 1750 bis 1850? Was will ein Dutzend Schriften dieses Zeitraums zur Beurteilung einer Spracherscheinung, deren Geschichte mindestens drei Jahrhunderte weiter zurückzuverfolgen war? Und was ist eine Geschichte des deutschen Prosastils ohne Herder, ohne Goethes Werther, ohne Ludwig Tieck? Die nächsten zweitausend Relativsätze, die Minor hier gewonnen hätte, würden das Thatsachenbild ja völlig verschoben haben! Was soll uns eine so willkürliche Statistik?

Aber freilich, auch mit einem vollständigern Material würde Herr Minor nichts rechtes anzufangen gewußt haben. Immer wieder würde sein Schluß lauten: Kein großer Schriftsteller hat das Relativum welcher ganz entbehren können, geschweige denn ich, Jakob Minor! Unser gelehrter Gegner weiß auch was von Mundarten: warum hat er nicht da zweitausend Relativsätze sammeln lassen? Den Thatbestand zu deuten, hätte er ja andern überlassen können. Aber wer bejaht, der beweise. Nur komme er uns nicht mit seinen Wiener Fiakern, am wenigsten mit dem „Vorstand-Stellvertreter der Genossenschaft"!

Herr Minor nennt seine Entgegnung höflich; eine, aus der man das geringste hätte lernen können, wäre uns lieber gewesen.

Litteratur

Das deutsche Reich als Staat. Eine geschichtsphilosophisch-politische Studie von Dr. Ritter. I. Entstehung bis 1871/91. Dessau und Leipzig, Rich. Kahle.

In unsrer Zeit wüster Klassen- und Interessenkämpfe ist es eine Erquickung, an der Hand eines Kundigen den Spuren der göttlichen Vernunft nachzugehen, die in dem scheinbaren Chaos politischer und sozialer Kämpfe verborgen waltend, hie und da durch ein hoffnungerregendes Gebilde ihren Zweck verrät. Dr. Ritter ist ein solcher kundiger Führer, der uns eine Fülle überraschender Einblicke in die Bedeutung und den Zusammenhang der wichtigsten Ereignisse unsrer vaterländischen Geschichte eröffnet. Ein begeisterter Apostel des Hegelschen Glaubenssatzes, daß der Staat die Wirklichkeit der sittlichen Idee sei, schließt er sein Vorwort mit einem Ausdrucke kühner Hoffnung. „Die Entwicklung der Staaten, d. h. die Geschichte [zu dieser Definition von Geschichte machen wir ein ?] mag sich ausnehmen wie eine Rennbahn, auf der viele vom Stande auslaufen, aber einer nur an das

Ziel gelangt. Wenn das deutsche Volk dieser eine wäre? Es wäre sein weltgeschichtlicher Triumph, aus dem Glauben an die sittliche Idee immer wieder die Kraft des Entschlusses geschöpft zu haben, während es die weltgeschichtliche Tragik der Mitkämpfer wäre, auf der Bahn aus Unglück oder Verzagtheit näher oder ferner vom Ziel den Kampf aufgegeben zu haben." Allen Freunden sinniger historischer Betrachtung und allen guten Patrioten sei dieser Versuch des Verfassers, sowie seine schon früher erschienene völkerpsychologische Studie Nationalität und Humanität bestens empfohlen. Im zweiten Teile wird er nachzuweisen versuchen, „daß das Reich denjenigen empirischen Staat darstelle, der der Idee des Menschentums am meisten teilhaftig ist." Möge es seinen Beweis, ehe er damit fertig wird, nicht zu Schanden machen!

Schwarzes Bret

Nicht jeder, der Neapel gesehen hat, stirbt gleich, und das ist ja auch gut, aber jedenfalls gab es bisher den Spruch: Vedi Napoli e poi muori. Nun kommt aber ein weiser Mann, der in der Deutschen Romanzeitung darlegt, und dem es alle Zeitungen nachdrucken: ein sentimentaler Deutscher von schlechten Sprachkenntnissen müsse das zuerst falsch verstanden und herumgebracht haben, denn es heiße ursprünglich: Vedi Napoli e poi Mori (Sieh dir erst Neapel an und dann Mori), und zwar, wie er weiter anzugeben weiß, weil Neapel Gasbeleuchtung habe und Mori nicht!

Nächstens kommt vielleicht einer, der darlegt, in dem Spruche: Wer in Rom gewesen ist und den Papst nicht gesehen hat u. s. w., sei mit dem Papst etwas ganz andres als der heilige Vater gemeint.

Die Abgeschmacktheit, auf Büchertiteln seinen Vornamen wegzulassen, greift (wie alle Abgeschmacktheiten, sobald sie einmal losgelassen sind) immer weiter um sich. Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß, wenn jemand die Absicht hat, sein Buch im Handel wie auf öffentlichen Bibliotheken geradezu zu verstecken, zu vergraben, ganz unzugänglich und wirkungslos zu machen, die Verschweigung des Vornamens der sicherste Weg dazu ist. Wenn einer auf den Titel seines Buches schreibt: „von Dr. Ritter," so kommt das Buch in den Buchhändlerkatalogen wie in den Bibliothekskatalogen mit den Büchern andrer Ritter, die auch keinen Vornamen haben, bunt durch einander auf einen großen Haufen. Aus diesem Haufen ist es aber entweder sehr schwer oder gar nicht wieder herauszufinden. Zu finden sind immer nur Bücher, deren Verfasser einen Vornamen haben. Merkts euch, ihr Autoren! Und merkt ihrs euch vor allem, ihr Verleger! Jeder Verleger sollte, ehe er ein Buch in Verlag nimmt, die Bedingung stellen, daß der Verfasser auf dem Titelblatt seinen Vornamen nennt. Thut er das nicht, so schadet er damit nur sich selbst und dem Buche. Auf Besuchskarten und in Verlobungsanzeigen mag es jeder halten, wie er will. Eine Abgeschmacktheit bleibt es aber auch da, seinen Vornamen wegzulassen. Wo die Feinheit stecken soll, ist unbegreiflich.

Den klassischen Philologen scheint eine gefährliche Konkurrentin in einem Fräulein Natalie Köhler zu erwachsen. Diese Dame „interpretirt" nämlich öffentlich die Tragödien des Sophokles, und zwar in unglaublich kurzer Zeit. Nachdem sie an einem Abend der vorigen